

Brackwasser

Roman von Heinrich Hauser

Heinrich Hauser Sohn eines Arztes. Am Ende des Krieges Seekadett, 18 Jahre alt, haben die ungeheuren Erschütterungen jener Zeit ihn getroffen, verwirrt, aus der Bahn vorgezeichneter Karriere geworfen. Er nimmt später einen Anlauf und beginnt Medizin zu studieren. Das Echo der Ereignisse in der großen Ferne ruft ihn aus der Enge seiner kleinen Studentenbude zurück auf Meer und Fahrt. Er wird Matrose. Jahre später sucht ihn Ruhe. Er heiratet und lebt auf dem Fischlande. Dort versucht er zu leben, in einem kleinen Haus, auf einem nur kleinen sandigen Acker. Es gelingt nicht. Zum anderen Mal geht er auf Fahrt. Mit Genehmigung des Verlages Philipp Reclam jun., Leipzig, entnehmen wir folgenden Abschnitt seinem Roman „Brackwasser“, der in der Sammlung „Junge Deutsche“ erschienen ist und mit dem „Gerhart-Hauptmann-Preis 1929“ ausgezeichnet wurde.



Heinrich Hauser

Aus der Zeitschrift „Die literarische Welt“, Berlin

Es ist zwei Uhr mittags. Vor einer Stunde sind wir aus dem Zug gestiegen, der bis zur Küste fuhr, jetzt fahren wir auf dem kleinen, schwarzen Dampfer hinüber zu meiner kleinen Insel. Wir beide sind an Deck geblieben, wir allein. Die andern Passagiere hocken in der Kajüte, denn der Apriltag ist kalt, und der Wind weht scharf. Außer uns ist auf dem Deck nur eine Kuh. Sie ist ganz vorne am Anker angebunden. Sie tritt unsicher von einem Fuß auf den andern. Die Kette, mit der sie angebunden ist, hat sich tief in ihren Hals gegraben. Sie hat Angst. Ich meine, auch Chiquita hat Angst. Nie in ihrem Leben ist es so lange so kalt gewesen. Die Sprache, die sie hier hört, ist noch fremder als die auf dem Schiff. Nie hat sie solche Frauen gesehen, die in

solchen Kleidern stecken: die Frauen der Bauern und Fischer, die mit uns nach Hause fahren. Nie sah sie ein solches Land.

So flach ist dieses Land, daß es sich nur durch seine Farben vom Wasser abhebt. Die Luft ist grau und diesig, vielleicht sieht Chiquita überhaupt kein Land, vielleicht glaubt sie, wir führen so immer weiter in die Ewigkeit. Ich spüre die Fremdheit in ihr so stark, daß mir selber alles fremd erscheint. Fremd und hart und schauerlich kalt für jemand, der aus den Tropen kommt. Ich verstehe mich selbst nicht mehr. Es kommt mir fast wie ein Verbrechen vor, daß ich Chiquita hierher gebracht habe. Ich habe mir das alles anders vorgestellt. Ich gehe mit ihr auf die Leeseite des kleinen Dampfers: „Siehst du, hier ist kein Wind. Und hier am Schornstein ist es warm. Wenn du dich dort hinsetzt, wirst du gar nicht mehr frieren. Wir werden bald da sein. Das Haus, in dem wir wohnen werden, ist das allererste, was man sieht.“ — Und nun möchte ich, daß der alte Dampfer etwas schneller fährt. Denn ich möchte ihr das Haus doch zeigen, möchte ihr zeigen, daß sie bald nach Hause kommt. Denn so ist es sehr schwer auszuhalten; ganz in sich verkrochen hockt sie am Schornstein. Sie versucht, die Knie hoch zu ziehen, daß die Füße unter den Mantel kommen — und das geht nicht. Ihre kleine Nase ist ganz rot und das kleine Gesicht sehr blaß, ganz hineingebückt in den Mantelkragen. In meinem Arm, der um ihren Rücken liegt, fühle ich sie schaukeln. Aber in die Kajüte zu den gefährlich aussehenden Fischerfrauen mit den

schwarz lackierten Strohschuten will sie nicht.

Ich sehe nämlich das Haus schon lange, aber es ist noch so weit und so klein, daß es keinen rechten Eindruck machen wird, wenn ich es ihr jetzt zeige. Ein kleiner roter Fleck über dem blassen, grünen Schilfgürtel des Ufers. Er kommt näher, aber viel größer wird er nicht. Komisch, ich hatte das Haus viel größer in der Erinnerung. „Siehst du, da ist es. Die Bäume gehören zu dem Garten und das Land davor — du kannst es nicht so sehen, weil es so niedrig ist — das ist die Wiese.“ Ich wage nicht mehr zu sagen „unser“ Haus, „unser“ Garten, „unsere“ Wiese; denn auf einmal bin ich gar nicht mehr sicher, ob sie das alles als zu ihr gehörig annehmen wird. „Siehst du, der hohe Schornstein, der ist zugleich ein Seezeichen. Der Dampfer, auf dem wir fahren, richtet sich danach.“ Aber ich glaube, das ist auch nicht besonders geeignet, einen guten Eindruck auf sie zu machen. Und im gleichen Augenblick, wo ich ihr den Schornstein zeige, sehe ich, daß ein großes Stück davon abgebröckelt ist. „Siehst du, jetzt kann man schon die Fenster sehen, es sind sechs. Das zweite kleine Haus daneben ist ein Schuppen. Und der kleine Anbau, der so aussieht wie in Mexiko ein Schilderhaus, das ist das Klosett.“ Ich sehe zur Seite, sehe ihre großen, dunklen Augen ganz hoffnungslos und ohne Verständnis für das alles nach dem Hause hinblicken. Sie streift sich mit der Hand die schwarzen Flechten aus dem Gesicht, damit sie besser sehen kann — sie hat Angst.

Auch ich bekomme es allmählich mit der Angst; denn wie das Haus querab zum Dampfer liegt, sehe ich, daß man ganz durch es hindurchsehen kann: die Fensterläden sind heruntergerissen und sämtliche Scheiben eingeschlagen. — Die Jungens! — Da die Fenster auf der Vorder- und auf der Hinterseite gleich sind, hat es ihnen besonderen Spaß gemacht, daß sie mit einem Stein gleich durch das ganze Haus hindurchwerfen konnten. Ich sehe auch, daß Löcher in der Backsteinmauer sind. Ich kenne das: der Frost hat sich in die feuchten Ritzen eingesetzt und die Steine herausgeworfen. Ich hatte es ver-

gessen, ich hatte in meiner Erinnerung diese Löcher alle geflickt.

Wir fahren weiter. Die kleine Frau versteht nicht, warum wir nicht gleich aussteigen, warum wir vorbeifahren, wo wir doch scheinbar angekommen sind. Es ist totenstill über dem Wasser. Der Nebel wird dicker. Man sieht das Land nicht mehr. Aber die Lannenbesen, die die Fahrinne bezeichnen, die Winterseezeichen, gleiten dicht am Schiff vorbei. An ihrer Neigung kann man erkennen, daß Strom läuft und daß das Land in der Nähe ist. Dann wird ein Brausen hörbar, das ist das Meer, die Brandung, die über die Uferwiese läuft. Aus der Richtung, wo der Leuchtturm steht, kommt das dumpfe Stönen des Nebelhorns näher und näher — und jetzt tutet der Dampfer. Seine Sirene ist ganz unverhältnismäßig laut, sie schluckt den halben Dampf der kleinen Maschine, sie ertönt, daß Chiquita am Schornstein sehr erschrocken zusammenfährt — und vorn auf der Back brüllt die Kuh.

Es ist keine freundliche Musik, mit der die Insel uns empfängt. Der Schilfgürtel rückt von beiden Seiten näher. Wir sind schon in der Hafeneinfahrt. Möwen steigen schreiend vom Wasser auf. Wir sehen Masten. Die Masten über den plumpen Leibern der Fischerboote im Hafen — ein Pfahl, an dem eine Laterne hängt. Sie brennt mitten am Tag wegen des Nebels. Dach eines kleinen Schuppens, in dem die Kohlen für den Dampfer lagern. Menschen stehen am Kai: ein paar Frauen, die am Hafen Wäsche gewaschen haben, zwei Postbeamte in schwarzen Umhängemänteln haben einen kleinen gelben Wagen zwischen sich. Weiter hinten steht ein Leiterwagen mit zwei Pferden: wahrscheinlich der Bauer, der die Kuh abholen will, die auf dem Dampfer steht. Ein breiter Sandweg führt hinter dem Hafen landein. Häuser sind bei dem Nebel nicht zu sehen, sie liegen weit verstreut über der ganzen Insel, ein Dutzend Bauernhöfe und ein kleines Häufchen Backsteinhäuser, in denen ausgebildete Kapitäne wohnen.

Wir sind ausgestiegen. Ich habe alles Gepäck an Land gebracht und Chiquita sitzt schweigend und verfroren auf ihrem amerikanischen Blechkoffer. Ich muß laufen und mir einen Karren leihen, denn

tragen können wir die Sachen nicht. Ich will mich sehr beeilen, denn es ist schrecklich zu wissen, wie sie da so ängstlich und verlassen in dem dicken Nebel sitzt. —

Ich laufe, und der Karren rattert hinter mir: Da ist sie. Ich lade auf. Der Anblick unserer Sachen ist trostreich. Alles Sachen, die das Leben hier erleichtern: der Blechkoffer, zwei Seesäcke von mir, ein grüner und ein weißer. Zwei selbstgemachte Hängematten und noch eine Kiste mit Proviant. Fertig. Ich freue mich, ich bin ganz warm und froh im Innern: die kleine Frau begreift etwas, sieht, daß ihr Augenblick gekommen ist, sieht, daß sie etwas tun kann. Sie ist nicht mehr blaß, sie errötet über ihre selbständige Handlungsweise: neben mich tritt sie hin und greift die Deichsel an. Zusammen lehnen wir uns vor. Durch den tiefen weißen Sand über die Wiesenstreifen, die die Kühe kurz gefressen haben, knarrt unser Wagen.

Wir sind angekommen. Chiquita ist müde. Sie hat sich auf die Deichsel des Wagens gesetzt. Sie streicht die Haare, die unter ihrer Mütze hervorgekrochen sind, aus dem dunklen Gesicht. Sie hat den Kopf gesenkt. Ich glaube, sie ist nicht weit davon entfernt, zu weinen. Die Luft ist totenstill. Die Sonne steht sehr schräg, es fängt schon an zu dämmern. Über den Wiesen um das Haus flattern die Kiebitze. Sie schreien ihren Hochzeitsruf. Aus dem überhängenden Dach der Baracke lösen sich die ersten Fledermäuse. Über die Gegend, die man Heimat nennt, kann man selbst nicht urteilen. Es ist schrecklich, zu bemerken, daß sie einem anderen Menschen, dem man ihre Schönheit gern erklären möchte, trostlos erscheint. Wer versteht das auch: das ganz flache Land, anzusehen wie ein dünner Strich, den Horizont von Wasser. Dies arme Land das man kaum Erde nennen kann. Die Wiese um mein Haus wächst auf dem Dünenstrand. Sie ist mit einem mageren, niedrigen Gras bedeckt. Dazwischen liegen reine Sandflecken. Ein Stück ist ein Kartoffelfeld. Die Kartoffeln stecken noch im Boden, niemand hat sie im Herbst geerntet. Ich sehe, daß die verfallenen Mauerränder der Baracke und der schiefe Gartenzaun ganz

trostlos sind. Es macht mich verwirrt, ich kann sie nicht so sitzen lassen in ihrer Trostlosigkeit. Darüber kann sie nichts hinwegbringen als Arbeit. — Es gibt genug zu tun, wenn wir an diesem Tag noch essen und schlafen wollen.

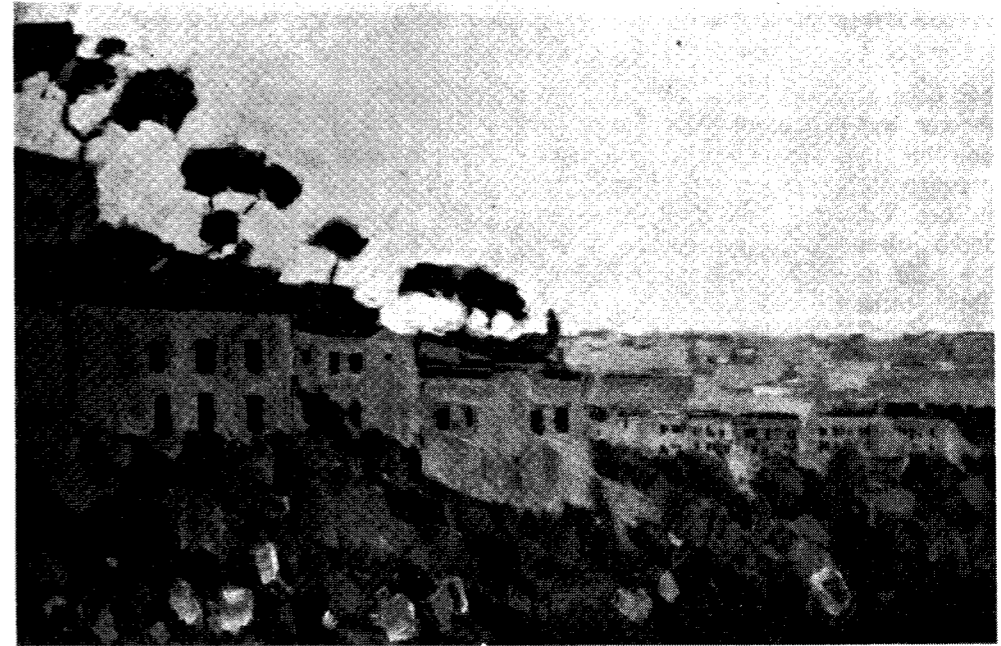
Ich versuche, ihr zu erklären: „Es hat gar keinen Zweck, daß wir in das richtige Haus gehen. Dort ist alles kaputt und feucht. Wir werden unsere Sachen in das kleine Haus bringen und heute dort schlafen.“

Sie nickt, und wir ziehen den Wagen vor die Tür. Ich bin sehr froh, daß sie nicht weint, wegläuft und ich nachlaufen muß. Ich glaube, sie ist jetzt ganz darauf gefaßt, daß es viel zu tun gibt. Die Tür des Schuppens ist vernagelt. Mit einem Stein schlage ich den Krampen heraus. Knarrend geht sie auf. Sie besteht nach Bauernart aus einer oberen und einer unteren Hälfte. Zwei Jahre lang ist niemand hier hereingekommen. Jedes Brett im Boden knarrt unter unseren Füßen. Vor dem großen Fenster flüchten erschrocken viele dicke Spinnen, die ihre Netze über die zerbrochenen Scheiben gezogen haben. Wenigstens trocken ist der Raum. Er ist leer bis auf ein rostiges Bettgestell und eine grüngemalte Pumpe, die neben der Tür steht. Ich zertrample die Brennesseln vor der Tür, damit Chiquita sich nicht weh tut. Viel abgefallener Kalk und eine dicke Staubschicht liegen auf dem Boden.

„Nimm die Sachen aus dem Wagen.“

Jetzt komme ich in Mut: wir müssen essen, müssen schlafen, müssen wie Menschen leben. Und was ist hier für eine Schweinerei!

Ich laufe zu der Baracke hinüber. Keine Zeit, die vernagelte Haustür aufzureißen. Ich greife durch eines der zerbrochenen Fenster an den Kiegel. Das Fenster geht auf, ich springe hinein. Eine große Kröte hüpfte in matten Sägen, eine nasse Spur hinter sich ziehend, über den Steinfußboden. Alles ist naß hier. Holz angefault, Eisen rostig. Ich will das jetzt alles nicht sehen. Gehe in die Küche. Reiß die Läden auf und alle Fenster. Die Spinnweben zerreißen knirschend. Kalk bröckelt aus den Fensterrahmen, aus der Mauer. Es wird hell.



Neapel

(Ausz. Ernst Levin)

Gemälde von Rudolf Bartels

Werfe zum Fenster hinaus: den Kücheneimer — gottlob, die Verzinkung ist noch nicht durchgerostet, — Besen und Scheuerbürste. Reiß ein paar der gelb gewordenen Gardinen herunter — sie sind doch nur noch als Lappen zu gebrauchen. Laufe zurück mit dem Kram. Chiquita hat inzwischen mit großer Anstrengung und ungeübten Händen die Sachen vom Wagen geladen.

„Wir müssen erst mal sauber machen.“ Ich drücke ihr den Besen in die Hand, laufe zum Brunnen: Wasser ist da, aber schlechtes, braunes Brackwasser. Selbst ein Brunnen verkommt, wenn man ihn nicht benutzt. Hole ein Ende Kabelgarn aus der Tasche, binde den Eimer daran, halte den Boden nach oben und lasse ihn fallen. Platsch! Ein Duzend Frösche flüchtet in die Ritzen des gemauerten Brunnens. Ihre langen Hinterbeine hängen erstaunt und zögernd heraus. Mit dem Eimer zugleich kommt eine weiß gewordene Froschleiche heraus. Werfe sie weg, damit Chiquita sie nicht zu sehen bekommt.

„Siehst du, Wasser haben wir schon.“

Auf der „Hispaniola“ gab es alles: fließendes heißes Wasser, kaltes Wasser, Eiswasser. Aber das habe ich schon ganz vergessen. Chiquita ist mit dem Fegen fertig. Groß ist der Schuppen nicht, aber

der Dreck macht einen großen Haufen. Jetzt kann ich ihr helfen. Werfe die Jacke ab, mir ist warm geworden. Mit aufgekrempten Armen wasche ich die Fenster mit dem Lappen naß herunter. Die Spinnweben wickeln sich um meine Hand. Viele Spinnen fallen herab, die zertrete ich so nebenbei, ohne weiter hinzusehen. Dann wischen wir gemeinsam naß den Fußboden. Die trockenen Dielen saugen das Wasser auf.

Wir tragen unsere Sachen herein: „Pack aus!“

Ich gieße den Rest des Wassers von oben in die Pumpe. Der Schwengel knarrt. Die Pumpe saugt sich voll — auf einmal speit sie Wasser. Das ist wunderbar, wie wenn ein Toter wieder zu atmen beginnt. Zuerst ist das Wasser trübe vom Koff, es wird aber klar und durchsichtig. Jetzt haben wir fließendes Wasser, fast wie auf dem Schiff.

Inzwischen ist es fast dunkel geworden. Einen Augenblick verschlaufen. Aufregend ist die Luft. Kühl, Geruch vom Nebel und von Frühling. Der Leuchtturm drüben an der See zieht ein weißes Band über den Horizont. Ich habe aber keine Zeit — gar keine Zeit —; es muß sehr viel geschehen.

Hole aus der Küche der Baracke die Petroleumflasche. Sie ist halb voll. Auf

die habe ich mich schon die ganze Zeit gefreut, auf sie setze ich Hoffnungen. Ich hole die zwei Töpfe, die am wenigsten verrostet sind. Es gibt nur eiserne Töpfe in der Baracke. Hole den Petroleumkocher, altmodisches Instrument, seit Jahren nicht gebraucht, explodiert manchmal. Hole meinen Kasten Handwerkszeug: alles verrostet, aber brauchbar. Trage das alles herüber.

Chiquita hat ein paar Decken und Arbeitszeug aus den Kleidersäcken herausgeholt. Sie arbeitet langsam. Aber wenn sie nur arbeitet.

Wenn man kochen will, dann ist das Wichtigste, daß zunächst mal Feuer brennt. Ich setze den Kocher auf den Boden, fülle ihn: es muß viel reguliert werden an rostigen Schrauben, an dem vertrockneten Docht, — es kostet ein Duzend Streichhölzer, dann brennt er. Ring von gelben, schönen Flammen mit blauen Rändern, ein heißes Feuer.

„Wisch' die Töpfe mit Petroleum aus! Wir können nicht kochen mit all dem Rost da drinnen.“ Es kommt ihr merkwürdig vor, Petroleum in Töpfe zu tun, aus denen man essen soll, aber sie tut's. Sie ist klug: sie wirft noch Sand dazu, reibt mit Petroleum, Sand und Lappen auf der Schwelle im letzten Dämmerlicht. Ich klettere über sie hinweg, habe Kerzen vergessen, den Spaten, und noch andere Dinge.

Wie ich zurückkomme, sehe ich den Feuerschein im Hause: Feuerschein im Haus und eine Frau — was will man mehr? Nur essen will man noch. Der Nachtwind hat sich aufgemacht, von See her kommt das Rauschen der Brandung. Die Kiebitze schlafen. Ich laufe schnell aufs Feld und grabe ein paar Kartoffeln aus. Sie sind klein, aber gesund, nicht einmal erfroren. Das muß ein milder Winter gewesen sein.

Chiquita hat Hängematten aufgerollt. Sie sieht sich nach Haken um. Sie ist klug, denkt nach bei allem, was sie macht. Es sieht schon alles etwas besser aus.

„Wasch die Kartoffeln und koche sie.“

Es ist ganz hell im Schuppen durch zwei Kerzen. Zweierlei muß geschehen: erstens, man muß sich vorsichtig bewegen, damit der Zug die Kerzen nicht verlöscht.

Zweitens, man muß die Tür geschlossen halten und die Fenster abdichten, Nebel kommt sonst herein, und es wird kalt. Ich breche mit dem Stemmeisen die große Kiste auf. Die in Javamatten eingepackt sind darin die Gegenstände, die uns das Leben hier erst möglich machen. Ich hole Matten und hänge sie vor die zerbrochenen Scheiben. Hole eine Konservendose Butter und eine Büchse Kakao. Salz? — Verflucht, wo ist Salz? — Schließlich finde ich welches in der Baracke, das ganz naß geworden ist, mehr Lauge als Salz.

Das Wasser kocht, es riecht nach Kartoffeln. Riecht gut, wie ich noch nie im Leben Kartoffeln gerochen habe. Hole Brot aus der Kiste, Blechbüchse mit Zucker. Geklaute Sachen lohnen sich doch allemal. Alles, was wir haben, ist entweder gut erarbeitet oder gut geklaut, jedes macht Freude in seiner Art.

Während Chiquita mit einem Holzstock in den Kartoffeln rührt, renne ich noch einmal in die Baracke, um Geschirr zu holen. Blechbecher, zwei kleine Bretterchen zum Fleischhacken, keine Teller mehr. Die Messer sind so verrostet, daß ich sie liegen lasse. Taschenmesser ist besser. Schließlich gehe ich noch zu dem kleinen angebauten Schilderhäuschen, reiße den Nagel aus der Tür — siehe da, sogar Papier ist noch da. Klosett in Ordnung. — Alles in Ordnung.

Tatsächlich, Chiquita hat einen Haushalt aufgetan. Sie hat die Kiste geleert und den Petroleumkocher darauf gestellt. Aus ihrem Blechkoffer hat sie eine Bank gemacht. Wie in einer Speisekammer stehen die Lebensmittel aufgebaut an der Wand: Konserven, Cornedbeef, Würste, sogar Ananas und Weinflaschen.

Wir setzen uns hin und essen. Es ist ganz wunderbar, was in der einen Stunde mit dem Schuppen und mit uns geschehen ist. Zwei Gänge: Kartoffeln mit Salz und Butterbrot. Dann kommt mir ein Gedanke. Ich säubere den Kartoffeltopf, gieße eine Flasche spanischen Landwein hinein, Zucker dazu, Topf ans Feuer. Da werden wir nicht frieren heute nacht.

Die Flammen der Kerzen stehen still. Kein Lüftchen weht mehr in der Bude. Wir hören den Wind, wir hören die See durch die Mauern. Und das Rauschen im



Mädchenbildnis

Gemälde von Rudolf Alwardt
Deutsche Kunstgemeinschaft, Berlin

Schiff. Es ist warm und hell bei uns. Wir sitzen an einem Tisch und sind satt. Ich stecke meine Pfeife an. Alles ist wunderbar.

Kein anderer Platz, um Hängematten anzuhängen, als die Dachbalken. Ziemlich hoch. Ich hänge sie nebeneinander. Den Kocher stellen wir vor die Tür. Er stinkt. Ich lege die Pfeife auf den Dachbalken über meinem Kopf, zusammen mit dem Tabaksbeutel und den Streichhölzern. Ich hebe Chiquita vom Boden auf und lege sie wie ein Kind von oben vorsichtig in ihre Hängematte. Sie lächelt, lächelt zufrieden, schläfrig. Lösche die Kerze. Schaukele ganz leise die Hängematte der kleinen Frau und meine eigene. Das tun immer die Matrosen auf den Kriegsschiffen. Die Kerzen sind erloschen. Wir hören die See und den Wind und das

Schiff, hören, wie eine Ratte nagt im Holz. Wir werden gleich schlafen.

Am Morgen besehen wir den Schaden. Wir sitzen auf dem Sandfleck vor der Haustür. Der Platz ist windgeschützt und halbwegs warm. Chiquita blinzelt in die Sonne. Ich male mit dem Finger Zahlen in den Sand: Wieviel sind siebzehn deutsche Mark, drei australische Pfundnoten, ein englischer Zehnschillingsschein, vier indische Rupies und sieben mexikanische Pesos? Das Kupfergeld, das die Banken nicht wechseln wollen, zählen wir nicht.

Das alles ist nicht viel, um ein halb verfallenes Haus wieder herzurichten. Das Haus ist wirklich sehr verfallen. Ich glaube, das beste ist, ich fange die Arbeit von oben an. Dreck fällt nach unten.

Ich klettere aufs Dach. Die Dachpappe ist vor Verwitterung grau geworden. Große unregelmäßige Stellen sind dunkel gefärbt von Feuchtigkeit. Das Holz darunter ist verfault. Man muß vorsichtig gehen, um nicht durchzubrechen. — Der Schornstein muß auf alle Fälle wieder aufgemauert werden, der zu allererst. Durch die Dachluke lasse ich mich in den Bodenraum hinab. Die Dielen liegen voll von Dachpappenseben, abgefallenem Kalk, Spinnweben und Mäusedreck. Allenthalben liegen auf den Brettern kleine Häufchen Holzmehl: im Holz ist Wurmfraß. An vielen Stellen der Ziegelwände sind große Ritzen, durch die das Licht scheint. Die Fensterrahmen sitzen lose in den Mauerlöchern. Der Mörtel ist ausgefroren, die Fenster haben keine Scheiben mehr. Im Erdgeschoß stehen Möbel wild durcheinander, mit dicken Staubschichten überzogen. Aller Stoff ist mürbe geworden, so daß man den Finger hindurchstecken kann. Durch das Wohnzimmer läuft eine Ameisenstraße. In den Ecken sind Mauselöcher.

Mir scheint, die meiste Arbeit an dem Haus ist Männerarbeit. Ich suche also Chiquita eine geschützte Stelle aus, auf die die Sonne scheint, und schleppe ihr alles Geschirr und Küchengerät hinaus, das mir in die Hände fällt. Ich gebe ihr den Eimer, Wasser und Sand sind da: „Es ist sehr kalt, Chiquita, es tut mir leid, ich kann's nicht ändern, das Beste ist, du scheuerst ordentlich. Das macht warm.“

Ich karre ins Dorf. Kaufe Petroleum, zwei Pfund Schmierseife, Soda, Nägel, einen Topf Karbolinum und eine Last Ziegelsteine. Auf dem Rückweg ist die Karre so schwer, daß man sie oft absetzen muß.

Auf dem verkommenen Herd wird mit dem Holz einer zerschlagenen Kiste das erste Feuer angemacht. Es brennt nicht wie es soll. Das Rohr ist durchgerostet. Ich muß einen Drei machen aus Lehm und Stroh und das Rohr dichten. Jetzt zieht der Herd. Ich setze einen Eimer auf das Feuer und mache eine Lauge nach dem Rezept der Schiffe: zwei Hände voll Schmierseife, drei Hände voll Soda. Während die Lauge warm wird, trage ich alle Möbel aus dem Haus heraus. Die

kleinen gehen durch die Fenster, die großen durch die Tür. Kläglicher Holzhaufen. Viel ist es nicht und vieles von dem bißchen ist kaputt. Ich trage alles auf einen Haufen zusammen. Am liebsten würde ich Petroleum darübergießen und anzünden.

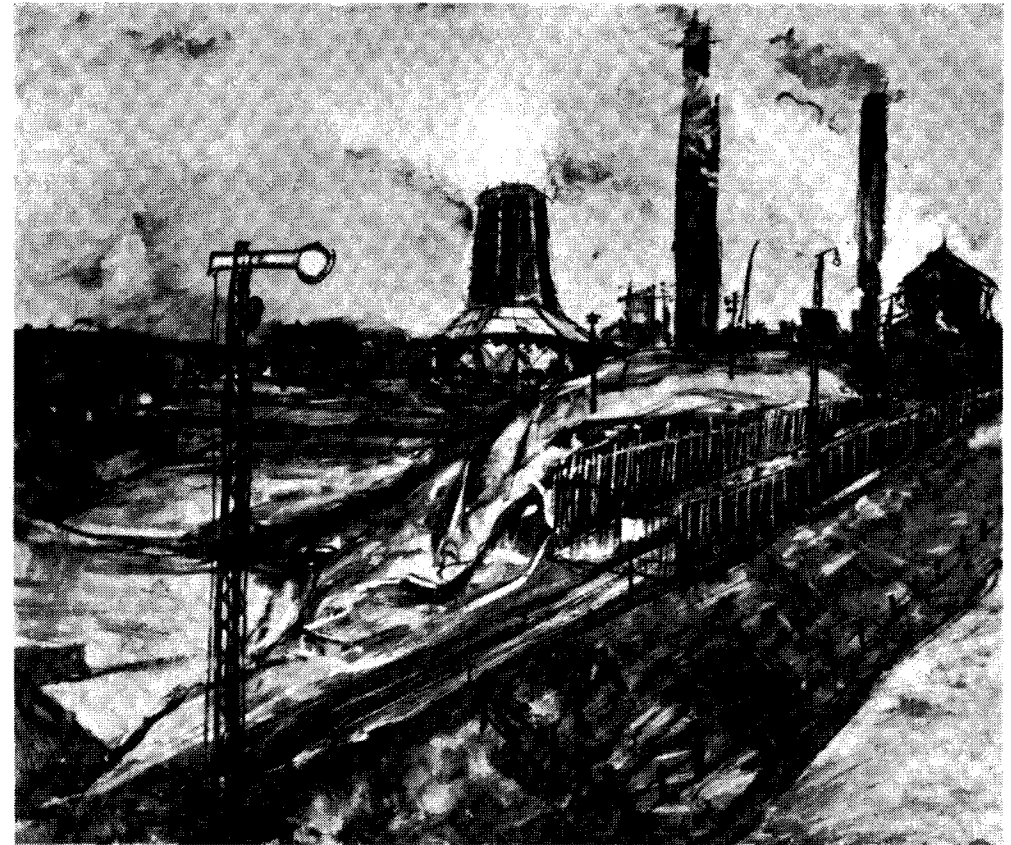
Mit Lixiv und Lauge fange ich an, die Möbel abzuwaschen. Es lohnt sich. Die Spinnen fliehen über die Wiese. Aus jeder Schublade fällt Mäusedreck. Graue Schichten lösen sich von der Farbe ab, und die Farbe, soweit sie noch auf dem Holz sitzt, sieht aus wie eben aufgemalt. Die Lauge zieht. Jetzt stehen die Möbel auf der Wiese, naß und sauber. Sie saugen die Sonne in ihr Holz. Sie sind ganz blaß geworden und menschenfeindlich in der Finsternis hinter den Läden. Die beiden Eisenbetten kann man brauchen. Der Schrank ist ganz schön. Die meisten Stühle haben sich beim Scheuern aus den gelenkten Gelenken gelöst. Sie sind nur noch Feuerholz.

Ich setze neue Lauge auf und gehe nach oben. Vom Dach nach unten wasche ich jetzt die ganze Baracke aus. Ich kehre allen Dreck und die Glasscherben zusammen und werfe sie im Garten in ein Loch. Jetzt ist die Baracke kahl, wie ausgebrannt. Einen Augenblick setze ich mich auf den Boden, traurig über so viel Unglück. Wir sind gerade noch zurechtgekommen. Ein halbes Jahr später wäre das Haus eingefallen.

Da merke ich auf einmal, daß das Gefühl von Unglück im Magen Hunger ist. Es geht stark auf den Abend. Wir verbringen den Rest des Tages damit, den Stall besser einzurichten. Wir nehmen zwei neue Töpfe in Betrieb und bereiten das Essen mit einem vervollkommeneten Kochapparat.

Am Abend machen wir einen Gang um unseren Besitz. Wir finden unser Land sehr groß. Ich sehe mit Befriedigung die Fische springen. Das ist kein schlechtes Jahr. Wir graben einen Haufen Kartoffeln aus, der eine Woche reichen kann.

Wir erwachen durch das Trappeln von tausend Vogelfüßen auf unserem flachen Dach: Stare. Wir treten vor die Tür, da fliegen sie fort, mit dem Surren metallener Propellerflügel, glänzend im Gefieder wie brüniertes Stahl.



Industrie

(A. u. v. Ernst Levin)

Gemälde von Friedrich Einhoff

Wir sind zum zweiten Male ins Dorf gefahrt. Wir haben eine Holzhütte mit fertigem Mörtel gekauft von einem Neubau, eine zweite Ladung Ziegel, ein halbes Faß mit Leer, zehn Pfund Ölfarbe, russisch Rot, zwei Pinsel.

Wir heben alle Fensterbretter aus den Angeln. An ihren glatten Brettern bekommt Chiquita den ersten Unterricht im Malen. Mit dem kleinen Pinsel fängt sie an und malt den ersten Laden in einer Stunde. Dann merkt sie, daß es mit dem großen Pinsel besser geht und daß beim Malen eine Schürze nützlich ist. Sie merkt, daß man zuerst die entfernten Winkel und die Kanten malen muß und dann die großen Flächen, daß man die Farbe zweimal streichen muß, kreuz und quer. Anfangs lasse ich sie ruhig allein machen, sie muß selber merken, wo sie Fehler macht. In der zweiten Stunde malt sie schon zwei Fensterläden.

Ich nehme einen Tisch und einen Stuhl, von da aus kann man ganz bequem das Dach erreichen. Ich packe Ziegelsteine auf

den Stuhl. Mit einer Hand halte ich das Dach fest, die andere schlägt die Löcher, die der Frost in die Mauer gebissen hat, glatt und viereckig. Dann schiebe ich die neuen Steine ein. Am dritten Tag ist die Baracke dicht, bunt wie ein Kakadu mit grau und weißem Mörtel, mit roten und geschwärzten Steinen. Es ist immer noch sehr kalt. Unsere Hände werden rot und rissig, manchmal laufen wir von der Arbeit weg und rennen uns warm.

Ich steige auf mein Dach. Ich lasse ein Kabelgarn herab, Chiquita bindet unten einen Leertopf an. Den Leer haben wir vorher warm gemacht, damit er fließt. Ein Dach zu dichten, ist eine sehr befriedigende Arbeit. Ich nagele neue Dachpappe dicht um den Schornstein. Mit fünfzig Pfund Leer ist das ganze Dach neu, schwarzglänzend und wasserdicht gemacht.

Wir malen jetzt zusammen und um die Wette. Chiquita sieht mir auf die Finger. Ich blinze manchmal nach ihr hin und freue mich: sie malt mit schnellen ausholenden Bewegungen, den Pinsel aus-

streichend auf eine Art, die die großen Flächen schnell bedeckt. Wir malen die Fensterrahmen rot. Wir malen alle Türen rot. Wir gießen Petroleum in die Angeln, daß sie nicht knarren. Wir kratzen alle zerquetschten Spinnen aus den Ritzen. Wir malen auch die Möbel rot. Die ganze Küche, die Treppe und die Tragbalken auf dem Boden. Dann gehen wir mit gierigen Augen überall herum und suchen Dinge, die noch nicht rot sind. Das Malen wird eine Art von Wahnsinn. Unsere Hände haben dicke Schwielen an den Malerfingern. Mein Arbeitszeug ist rot gesprenkelt. Chiquitas Schürze ist ganz vollgefogen, steif von roter Farbe. Man kann Stücke von ihr abbrechen. Auch das Gras vor dem Haus ist mehr rot als grün.

Wir haben Glück: der Wind weht scharf und hart, tagsüber scheint die Sonne, das Haus trocknet aus.

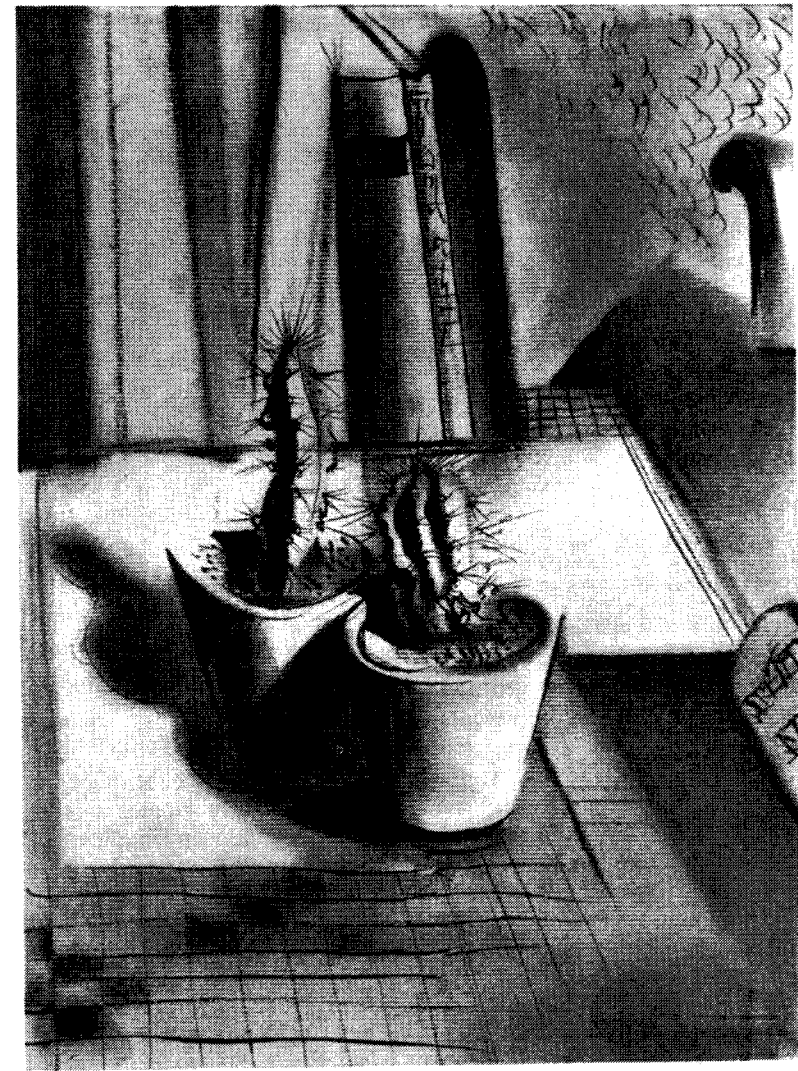
Wir stellen die Möbel auf. Es sind so wenig Möbel, daß kein Zweifel entstehen kann, wo jedes hingehört. Ich kaufe Fensterscheiben, ein Kilo Kitt und leihe mir einen Glaserdiamanten. Wir sind so glücklich mit den Fensterscheiben, die keinen Wind durchlassen, als hätten wir selbst das Glas erfunden. Von einem wandernden Hausierer kauften wir billiges Tuch, wie die polnischen Landarbeiterfrauen es gebrauchen, um ihre kleinen Kinder an der Brust zu tragen. Das gibt Vorhänge, Bezüge, Decken. Wir haben eine kupferne Bratpfanne gekauft, einen flachen Korb und ein hölzernes Waschfaß mit Messingringen. Wunderbare Sachen.

Eines Tages tragen wir alle unsere Sachen in das neue „Haus“. Wir haben trockenes Gras gesammelt und Holz zum Feuermachen. Wir haben alle Kartoffeln aus der Erde geholt und in das Kellerloch getan. In der Küche gibt es einen eisernen Herd, der brennt. Er ist sauber abgeschmirgelt und mit Graphit gestrichen. Er sieht aus wie neu. In der Küche sind alle Geräte, die notwendig sind. Alles Handwerkszeug ist vom Rost gereinigt, alle Schneiden neu geschärft. Die große Seekiste ist ein niedriger Tisch geworden. Auf den Betten sind Seegrasmatrassen und wollene Decken. Es riecht noch überall nach Farbe, die an manchen Stellen noch nicht getrocknet ist. Ich habe im

Dorf zehn alte Kisten gekauft. Sie stehen in einer Reihe an der Wand des Wohnzimmers. Ihre Deckel sind in lederne Scharniere eingehängt. In diesen Kisten ist Platz genug für alle unsere Sachen. Sie sind rot angemalt und oben mit Matrasen belegt. Sie bilden eine lange Bank, breit genug, daß man darauf auch liegen kann. Zwei schmale Kisten hochkant aufgestellt und mit einem Brett bedeckt: ein Schreibtisch. An den Wänden hängen Landkarten und Seekarten. Die Bibliothek ist größtenteils auf Schiffen aus den „Ocean-Comfort“-Stühlen zusammengestohlen, wo die Passagiere sie vergessen haben.

Aus dem Dorf kommen die Leute, zu sehen, wie schön die alte Baracke wieder geworden ist. Wie leuchtet die rote Farbe. Die Tage werden wärmer.

Die Tage sind viel zu kurz. Das Tagewerk wird mit hinübergenommen in den Schlaf. Glieder zucken im Traum, wollen weitermachen. Der Kopf ruht nicht, er denkt sich Sachen aus, alle Träume sind Pläne für die Zukunft. — Ich sehe da immer den Garten. Er hat einen Zaun aus festen, starken Eichenbohlen (von einem gescheiterten Schiff). Der Boden ist mit einem wunderbaren hellen Grün überzogen. Lauter junge Pflanzen, zartes Gemüse, von dem man auf den Schiffen träumt, wo es nichts Frisches gibt: junger Salat in saftigen kleinen Büscheln, zarte grüne Bohnen, dünne Schoten, deren Schalen beinahe durchsichtig sind, so daß die kleinen süßschmeckenden Kugeln gebettet sind wie eine Perlenkette im Samt. Spargel wächst in langen, sauber gehäuftten Wällen aus beinahe weißem Sand, der aber trotzdem humuskräftig ist, Morgen-graues, rundes Messer zum Stechen und dann Jagd nach den zarten weißen Spitzen, die das Licht noch nicht gefärbt hat. Gurken, die himmlische Frucht, die ganz aus sauberem weißem Fleisch besteht, perlend von Frische, wenn das Messer sie in feste Scheiben schneidet, dankbare Früchte, die fast ohne Laub als feste runde Rollen auf den Betten liegen, wie vom Himmel gefallen. Tomaten, deren behaarte Blätter frisch geschnitten einen feinen Duft von Chlorophyll und Sonne aufbewahren, po-



Kaktreen

Privatbesitz Kostod

Kohlezeichnung von Dörte Helm

lierte Kugeln aus lauter kräftigen Schwellkörperchen zusammengesetzt. Schönstes Rot zu weißen Treibhausmauern passend und zu dem dunklen, gesättigten Grün ihres fedrigen Laubes. Weißbrot und Salz dazu; mehr will ich gar nicht haben. Radieschen, rund, so üppig, daß die roten Kugeln ihrer Früchte die Erde sprengen, man braucht sie gar nicht zu waschen. Knusperig sind sie, froh, fettig für den Frühstückstisch. Kleine, hellgrüne Wäldchen Peterjilie, Palmen in Klein, Brunnenkresse, Hecken von Sweetpeas. — Ja, so waren die Gärten der Chinesen in Mexiko, so waren die Treibhäuser in Holland. Und um den Traum wahrscheinlich zu machen, träume ich alles dazu, was nötig ist: Eine wunderbare Windmühle,

die in der Mitte des Gartens Wasser pumpt. Schwarze, humusreiche Erde, genährt von großen Komposthaufen, Warmbeet in Holzkästen unter Glas gesetzt. Windschutz durch den dichten Bretterzaun. Die Sonne von Mexiko. — Ja: schließlich strampelt man sich vor lauter Latendrang aus dem Schlaf, ganz früh, noch vor der Dämmerung, man kann es gar nicht aushalten, man muß sofort den Plantagenbau in Angriff nehmen. Weiß Gott, es ist ein romantischer Ackerbau und wenn von Idealen etwas wächst, dann ist mein Land reichlich genug gedüngt.

Ich fange also an zu graben. Mit Wucht fährt der Spaten in die zähen Gras- und Unkrautsoden. Er zischt ordentlich durch das Wurzelwerk. Dann, merk-

würdig leicht, fährt er tiefer in die Erde, hebt sie aus — Schwung in die Luft, daß das Gras mit den Spigen nach unten in das Loch fällt — und dann ein wohlwollender Platsch mit der flachen Spatenseite obenauf, damit es ordentlich sitzt.

Stich um Stich — merkwürdig: wenn man die Erde so heraushebt, sieht sie ganz schön schwarz und fruchtbar aus. Eine Stunde später, wenn man mal in die Hände spuckt und aussieht, dann ist die ganze Herrlichkeit schon angetrocknet, zerfallen und beinahe weiß geworden: lauter Sand.

Um das ganze Haus herum habe ich ein breites Rechteck abgesteckt. Der Gartenzaun kann später kommen, wenn der Boden erst bestellt ist. Zunächst mal handelt es sich um die Vorbereitungen zur Saat. Mit dem Umgraben ist es nicht getan. Ich habe die Jauchegrube geöffnet, sie steht fast einen Meter hoch, schwarz, wohlbelagert durch zwei Jahre, eine homogene Flüssigkeit von sachlichem, keineswegs angenehmem Geruch. Es tut mir leid um sie: der Sand saugt sie auf wie ein Schwamm. Zwischen einem Gießen und einem neuen Füllen der Gefäße an der Grube ist schon alles eingetrocknet. Es macht ärgerlich, als ob man Perlen vor die Säue würfe. Sie reicht nur einen Vormittag, sie gibt ihr Bestes her, den dicken schwarzen Bodensaß — das wird ein Beet für sich, da können Champignons gedeihen. — Aus ist es und nur ein ganz kleiner Teil des Gartens ist gedüngt. Was nachher noch in einzelnen Eimern kommt, ist sozusagen nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Ich weiß nicht viel von Ackerbau, aber ich habe in fremden Ländern Dinge gesehen, die man hierzulande nicht kennt, mein Garten wird so eine Art Versuchsanstalt für ausländische Methoden.

Da ist der Tang zum Beispiel. Wir haben die Frühjahrsstürme hinter uns. Aus dem verkrauteten und flachen Bodwasser haben die großen Wellen dicke Stränge von Tang, verfilzt mit Muscheln, Schilf und kleinen Fischen, mit sich gerissen und an Land gerollt. Die Küste meines Grundstücks ist voll davon, ein Ball, der aussieht wie ein dickes Mooskissen, mehrere Meter breit den ganzen Strand entlang. Die Pflanzen, die

kleinen Muscheln, die Fischchen und die Erde, die dazwischen gemengt sind, das alles muß doch Nährwert für den Boden haben. Es handelt sich nur darum, es hereinzubringen.

Ich nehme die dreizinkige Gabel über die Schulter und den Karren an die Hand und ziehe zum Ufer. Die oberste Tangschicht ist durch Licht und Sonne bereits weiß und ausgetrocknet; sie zerbröckelt zwischen den Zinken der Gabel. Darunter aber ist der Tang hellgrün, vollgezogen von Masse, daß das Wasser in Bächen abfließt, wenn man ihn aufnimmt, und zwischen den Pflanzen wimmelt das Leben kleiner Wassertiere. Schön geht das Aufladen. Unten läuft das schmutzige Bodwasser aus dem Wagen wie aus einem leert gewordenen Automobil und nach oben kann man ihn vollladen wie einen Heuwagen im Juni.

Schwer läßt er sich ziehen. Unregelmäßig ist die Uferwiese, hügelig, voller Sandlöcher. Ich habe nicht gezählt, wie oft mein Wagen kippte, aber es war sehr oft. Jeder Wagen macht ein Häufchen, ein ziemlich kleines Häufchen auf meinem Land. Ich brauche Hunderte von Wagen. Die Wiese ist schon ganz zerfurcht von Wagenspuren. Immer weiter muß ich laufen, um Tang zu finden, der das Aufladen lohnt. Jetzt ist mein Garten weiß. Alles Wasser ist aus dem Tang in den Boden abgesogen und die Sonne hat die Fasern gebleicht und gedörrt. Sehr gut ist dieser Dünger nicht, aber er hilft, er muß helfen. Ich versuche zuerst, ihn zu verbrennen, ich denke, daß die Asche sich eher in Pflanzennahrung umsetzt als das grüne Zeug. Ich habe große Haufen gemacht, habe auf Wind und Wetter gewartet, habe Holz daran gelegt und sogar Petroleum darauf gegossen. Richtig gebrannt hat es nicht.

Und dann habe ich voller Mut und Zweifel an der Richtigkeit der Sache den ganzen Kram unter die Erde gegraben.

Aber weiter: die Zeit drängt, es muß gefät werden, es müssen Beete kommen. Gurken habe ich mir sagen lassen, brauchen Pferdemist. Den besorge ich mir abends, wenn es dunkel ist. Da ziehe ich los mit einer kleinen Schaufel und mit einem Eimer, gehe über die dampfen-



Fünf aus der Familie Rechtsanwalt A.

Privatbesitz Süßrow — (Aufn. Kegelein)

Gemälde von Wolf Bergentoth

den Wiesen, und da, wo es besonders dampft, gehe ich hin, da liegen Kuhfladen oder Pferdemist. Ich sammle das alles in den Eimer; wenn er voll ist, trage ich ihn in den Garten und vergrabe ihn in einem kleinen Loch. Ich stecke ein Stäbchen an die Stelle: dorthin kann später eine kleine Gurkenpflanze kommen. Nicht genug, alles nicht genug: Tomaten zum Beispiel sind so anspruchsvoll. Sie könnten so vorzüglich gedeihen an der südlichen Hauswand, da, wo die ganze Sonnenhitze aus der Ziegelemauer widerstrahlt. Aber, wie schon gesagt: das Haus ist auf Sand gebaut und von seinem eigenen Schutt umgeben.

Ich habe eine Stelle gefunden, wo gute Erde ist; wenigstens Lehm mit Humusschichten. Jetzt grabe ich an der ganzen Wand entlang einen Meter breit und einen Meter tief die Erde auf. Keine leichte Arbeit für einen Mann allein, schnell muß es auch gehen, jeder Tag nimmt eine Chance weg. Der Winter kommt hier früh. Ich werde dürr in diesen Wochen, der Schweiß laugt jedes Gramm Fett aus den Muskeln; nur die Arme werden dicker bei dem Geschäft. Das Haus sieht aus, als sollte eine Gasleitung zu ihm gelegt werden. Den aus-

geschachteten Sand und Schutt führe ich als einen Wall auf der Windseite des Gartens auf. (Später wird Gras darauf gepflanzt, damit der Wind ihn nicht zur Wanderdüne macht.) Und ebenso, wie dieser Wall wächst, wird das Loch größer und tiefer, das ich in das Fleckchen guter Erde bohre. Ich muß die Schaufeln schon sehr hoch werfen, ich sehe kaum noch mit dem Kopf heraus. Die gute Erde wird dann auf einer dicken Unterlage Tang in den Schacht gebettet. Da, wo der Schacht gefüllt ist, entsteht ein Beet mit tiefer, lockerer Erdkrume und das Beet wächst langsam die Hauswand entlang.

Jetzt können die Tomaten kommen.

Wenn man's erzählt, hört sich das alles einfach und wie eine reine Freude an. Auch in der Erinnerung ist es reine Freude. Aber bei der Arbeit, bei den vielen erfolglosen Versuchen, bei diesem dilettantischen und beinahe hoffnungslosen Unternehmen habe ich oft den Spaten hingeschmissen und bin hineingelaufen zu Chiquita.

Dann bin ich froh, ihr zuzusehen bei ihren Hantierungen, deren Ergebnisse immer greifbar und erfolgreich sind. Dann bin ich zufrieden, wenn ich ihr helfen kann: Wäsche auswringen, Messer reinigen im Sand, Holz hacken für die Küche.

Dann lächelt sie mich etwas spöttisch, aber freundlich an, sie gibt mir ein Glas Milch: dann kann die Teufelsarbeit gerne weitergehen.

Wir haben eine lange Schnur mit zwei Pflöcken verbunden, damit stecken wir die Beete ab. Lange schmale Erdstreifen, so daß man mit den Händen über ihre Breite langen kann. Eine Wollust ist es, die schmalen Wege zwischen ihnen in die weiche Erde einzutrampeln.

Wir haben uns aus der Stadt Samen schicken lassen. Hübsche kleine Tüten mit bunten Bildchen idealer Gewächse. Die Aufschrift besagt immer, daß der Inhalt für eine fünfköpfige Familie genüge. Da wir erst zwei Köpfe haben, vertrauen wir der Inschrift. Am schönsten legen sich die Bohnen. Man bohrt mit dem längsten Finger kleine Löcher und legt zwei, drei der glatten wohlgeformten Kerne so hinein, daß der dunkle Keimfleck nach oben kommt. Wenn man dann das Loch locker mit Erde füllt, ist es, als hätte man einen Schatz vergraben. Die Gurken kommen als winzige Pflänzchen mit zwei Blättchen, die sich wie Kinderhändchen wölben, in die Erde. Etwas größer sind schon die Tomatenpflanzen, aber sie sind sehr zart. Es ist traurig anzusehen, wie sie vor dem Wurzelschlagen in der neuen Erde wecken, so sorgfältig man sie begießen mag. Der Same des Salats ist so klein, daß man kaum hoffen kann, daß etwas daraus entsteht. Manchmal bleiben die Keime ganz ungewöhnlich lange in der Erde, viel länger, als ihnen nach der Aufschrift auf den Tüten gestattet ist. Man muß sich geradezu Zwang antun, nicht die Beete aufzuwühlen, um nachzusehen. Die kleinen grauen Halbmonde des Mohrrübensamens werden in flache Furchen eingestreut und von beiden Seiten her sorgsam mit Erde niedrig überhäuft. Die kleinen schwarzen Kügelchen des Sweet-pea-Samens kommen in die Beete vor dem Haus, und den Zaun entlang werden die weißen flachen Schiffchen der Sonnenblumenkerne in den Boden gesenkt.

Abends gehen wir beide mit müdem Rücken, aber mit zufriednem Gemüt, in unserem Garten spazieren. Chiquitas Hände sind nicht mehr glatt und weich wie früher, sie arbeitet, wo sie kann, alle Blumen sind von ihr gesät. Wir sehen

mit den Augen unserer Phantasie über die kahlen Bodenflächen, wir freuen uns über den Tau, der fällt. Wir sehen in dem Abendrot nach Wetterzeichen. Wir gehen schlafen in dem Gefühl: Jetzt, während wir im Bett liegen, kommen die Keime, die wir säten, näher an die Oberfläche. Vielleicht ist morgen früh etwas zu sehen. — Und auf unserem flachen Dach sitzen morgens, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Dachpappe erwärmen und trocknen, Vögel. Spazieren und Stare zu Hunderten. In den kleinen Ebereschen vor dem Haus, in den verkrüppelten Apfelbäumen hinterm Haus sitzen Krähen. Und all diese Vögel plustern verfroren ihr Gefieder auf, wärmen sich in der Morgensonne und blinzeln aus klugen schwarzen Augen nach dem neuentstandenen Garten hin.

Und dann, nach kurzer Überlegung, wenn ihnen die Sache richtig scheint, flattern sie herab und picken eifrig, fleißig nach all den wohlgeschmeckenden Körnchen und den jungen Keimen, die da in der schönen lockeren Erde liegen. Wenn ich dann ankomme, sind die Beete ganz bedeckt mit den Spuren ihrer zierlichen kleinen Krallen und mit den winzigen Löchern ihrer spitzen Schnäbel. Es gibt nicht viel, was ihrer Aufmerksamkeit und ihren Schnäbeln entgeht.

Was soll ich dabei tun? — Ich mache wilde und bedrohliche Vogelscheuchen, ziehe Leinen mit flatternden Läppchen. Das macht auf sie gar keinen Eindruck. Die Vögel an der See sind gewöhnt, die Dinge flattern zu sehen. Ich versuche ein Rezept von Vogelleim auf Weidenruten. Alles klebt daran, besonders meine Hände, bloß die Vögel wollen nicht anleben. Ich nehme das Papier von Fliegenlütten und binde es wie Wickelgamaschen um die Zweige. Hilft nichts. Das einzige was hilft, ist der Donner meiner rostigen alten Flinte. Spazieren schmecken schön, in Speck gewickelt, gebraten und verzehrt mit allen Knöchelchen wie Lerchen.

Unter den Regenwürmern der ganzen Umgegend hat es sich herumgesprochen: „Da ist eine Stelle, wo es wunderbare fette Erde gibt mit vielen zarten Pflanzenwurzeln; es regnet da auch viel öfter als anderswo. Dahin wollen wir auswandern.“



Reiterin

Gemälde von Hedwig Weermann
Deutsche Kunstgemeinschaft, Berlin

Und sie sind ausgewandert, alle sind sie zu mir in den Garten gekommen und jeden Morgen finde ich viele junge Pflänzchen well geworden und schon halb unter die Erde gezogen, traurig anzusehen, wie Kinder, die in einem Sumpf versinken. — Was kann ich dagegen unternehmen? es sind so viele Regenwürmer da, daß die Fischer nachts heimlich mit Laternen in meinen Garten kommen und Regenwürmer graben, die sie zum Angeln brauchen. Auch das tut dem Garten nicht gut.

Alle Maulwürfe haben ihre Wiesen verlassen und ihre Hügel bei mir im Garten aufgeschlagen. Die lockere Erde hat sie angelockt, die Feuchtigkeit, der Humus — was weiß ich. Ihre Gänge unterwühlen die zarten Wurzeln meiner Pflanzung, ganze Reihen legen ihre jungen Blätter flach auf den Boden und sterben ab. Es ist Mord, es ist der reine Mord. Die vielen Maulwurfshügel ma-

chen, daß der Garten aussieht wie ein gutbesetzter Friedhof.

Ich trample immer wieder die Gänge ein. Aber die Maulwürfe sind unermüdlich, ausdauernder als ich. Ich gieße Petroleum in die Löcher — hilft nichts. Ich suche sie mit sehr viel Wasser unterirdisch zu ertränken. Sie leben weiter. Meine Fallen aus Weidenruten fangen nicht. Ich habe versucht, die Katze auf den Geschmack zu bringen, aber die Katze fürchtet sich. Es ist ein Krieg bis aufs Messer. Jeden Morgen stehe ich, ein langes Fleischermesser in der Hand, regungslos wie eine Vogelscheuche in meinem Garten, lauernd. Und wo sich etwas regt in meiner Reichweite, da fährt die Klinge wie ein weißer Blitz in die Erde. Manchmal quietscht es dann und einer der schwarzen Kerle muß sein Leben lassen. Aber ich kann mit der Reichweite meines Arms nicht den ganzen Garten bedecken.

Up Wannerschaft

Ich baue jetzt einen Gartenzaun — der Fischer wegen und der Ordnung halber. Ich baue ihn aus Brackholz, zerbrochenen Planken, angeschwemmten Ästen, Brettern, Kisten und großen rostigen Nägeln. Aber das Zeug ist so kurz, daß ich immer zwei oder drei Stücke zusammennageln muß für einen Pfahl. Das sieht nicht schön aus und schlägt sich schlecht in den Boden ein. Ich habe ein Stück von einem Minneß gefunden aus der Kriegszeit her, rot von Rost, aber noch gut genug als Zaumbespannung.

Der Zaun steht fest und hält den Wind von der Seite ab. Aber nun fällt der Wind von oben in den Garten ein, er prallt zwischen Haus und Zaumwand hin und her, Wirbel erzeugend. Es ist ein großes Würgen. Er dreht dem Salat die Köpfe ab, er zerreibt die zarten Blätter am Boden, er beugt die Pflanzen zur Erde, treibt sie um und um, daß sie Ringe in den Boden schleifen, und dann sterben sie.

Vom Kohl und von den Apfelbäumen sammelt Chiquita tagtäglich zwei Hände voll von grünen Raupen, ich stampfe sie mit dem Fuß zu Brei. Trotzdem sind alle Blätter durchlöchert wie ein Sieb. Ra-

dieschen allerdings gedeihen, viele werden holzig und robust, sie passen sich dem Klima an, aber es gibt auch esbare. Sonst wächst nicht viel in unserm Garten.

Vieles zeigt Zwergwuchs, derbe Gewächse wie Kohl werden besenartige, hartstengelige Büsche. Feinere Früchte wie Tomaten werden meistens an den Stengeln schwarz statt rot und faulen ab. Der Salat wächst struppig aus, ohne einen Kopf zu bilden. Das Schilf im Boden verrottet nicht so, wie ich gedacht habe: es wächst aus, es durchzieht den Boden allenthalben mit feinen langen, zähen Wurzeln. Man könnte unsern Garten für einen Teich halten.

Ich habe hier das Jahr bis zum Herbst vorweggenommen. Heute muß ich selber lachen über meinen wilden Kampf mit dem Boden und dem Klima, aber damals ist es bitterer Ernst gewesen. Auf diesem Garten hatte ich sozusagen unser Leben aufbauen wollen. Seeleute sagen: ein Seemann taugt nicht für die Landwirtschaft. Ich wollte, ich hätte ihnen gelaubt. Ich bin gegen den nichtswürdigen Sand, gegen die Lücke des Klimas angelaufen wie Don Quichotte gegen die Windmühlen. Ich habe zuviel gewollt.